

Was das Museum von Corona lernen kann¹

Stephan Berg (Kunstmuseum Bonn)

Geben wir es ruhig zu: Der Kunstbetrieb, als dessen tätigen und damit mitverantwortlichen Teil ich mich jederzeit sehe, hat uns in den letzten Jahren nicht nur Spaß gemacht. Die Geschwindigkeit, mit der vermeintliche neue Mega-Trends erst hochgejubelt und in der nächsten Minute schon wieder vergessen waren, irritiert ebenso sehr wie die totale Fixierung auf ökonomische Bewertungen und die inflationäre und scheinbar nicht aufzuhaltende Zunahme von Kunstmessen und Kunst-Biennalen, bei denen sich bisweilen zudem die Frage stellt, ob die Biennalen nicht eigentlich als die effizienteren Kunstmessen funktionieren. Statt über Inhalte oder Fragen künstlerischer Qualität ernsthaft zu diskutieren, wird der symbolische Mehrwert, der seit jeher die Kunst adelt, heute vor allem als Marketinginstrument eingesetzt, mit dessen Hilfe man die teilweise irrwitzigen Wertsteigerungen und Auktionsrekorde rechtfertigt, die vor allem im Feld der Gegenwartskunst erzielt werden. Der Kunstbetrieb, noch in den 1960er-Jahren ein relativ überschaubares Refugium für Connaissseure und Eingeweihte, hat sich zu einem globalen Kunst-Zirkus entwickelt, der sich weitgehend den Maximen turbokapitalistischer Effizienz und steter Beschleunigung gebeugt hat. Wir, und damit meine ich den Markt der Galerien und Messen ebenso wie den institutionellen Betrieb der Museen, Kunsthallen und Kunstvereine, sind alle mehr oder weniger zu atemlosen Verkäufern von Themen und künstlerischen Positionen geworden, die, kaum dass wir sie platziert haben, schon wieder durch den nächsten „Hype“ ersetzt werden müssen. Und wenn wir stattdessen im Sinne einer globalen Political Correctness nun all die Kunst präsentieren, die ein westlicher Diskurs lange und zu Unrecht ausgeblendet hat, befreien wir uns damit auch nicht aus unserer selbstgebauten Falle, weil wir letztlich nur eine bisher zu enge Lesart der Kunst durch eine erweiterte ersetzen, und ansonsten aber den Verwertungskreislauf bruchlos aufrechterhalten.

So gesehen ist der Wunsch nach Innehalten, nach Verlangsamung, nach einem zumindest temporären Ausstieg aus die-

sem Hochgeschwindigkeits-Karussell von Bling-Bling-Eitelkeiten mit extrem begrenzter Haltbarkeitsdauer zumindest bei mir erheblich gewachsen. Bisweilen hatte ich mir sogar vorgestellt, der gesamte Betrieb müsste einfach mal für ein Jahr ausgesetzt werden, erstens, um wieder zur inneren Besinnung zu kommen, und zweitens, um festzustellen, ob und was der Öffentlichkeit fehlt, wenn die (Gegenwarts-)Kunst plötzlich Pause macht. Wie wir wissen, kam es anders, und mein Traum, der natürlich ein Stück weit auch ein Angst-Traum war, wurde durch Corona auf eine ganz andere Weise Wirklichkeit als gedacht.

Auch wenn wir uns noch mitten in der Pandemie befinden, ist aber immerhin doch jetzt schon klar, dass Corona uns (die Museen) gezwungen hat, das eigene Tun noch einmal anders zu hinterfragen, als wir das in den letzten Jahrzehnten getan haben. Und ganz sicher kann man davon ausgehen, dass diese Krise die Pragmatik der Museen im Umgang mit Blockbustern, glamourösen internationalen Leihgaben und immer gigantischeren Projekten deutlich beeinflussen wird. Man muss ja nicht gleich das Zeitalter einer neuen Bescheidenheit ausrufen, aber zumindest mittelfristig werden wir bei den Museen eine stärkere Konzentration auf die eigenen Bestände und vermehrte Kooperation zwischen den Häusern erwarten können.

Dabei zeigte der zweimonatige Lockdown zwischen März und Mitte Mai 2020 durchaus zwei sehr unterschiedliche Gesichter: Einerseits empfand ich ihn persönlich als eine der produktivsten Phasen seit Langem: Wann konnte man schon einmal so konzentriert an Ideen, Texten und Projekten arbeiten, wie in diesen Wochen, in denen nicht nur das Museum geschlossen war, sondern auch die ganze Welt sich in einem merkwürdigen zeitlosen Schwebezustand zu befinden schien? Zudem war es plötzlich nicht nur möglich, sondern auch ganz selbstverständlich, verschiedene Aspekte eines digitalen Museums, über die wir immer diskutiert hatten, nun umzusetzen. Dabei spielte die finanzielle Krisen-Unterstützung durch Landes- und Bundesmittel

natürlich eine gewichtige Rolle. Aber wichtiger noch war die Einsicht, dass es ohne digitale Formate für das Publikum eben einfach nur ein geschlossenes Gebäude zu sehen gäbe. So entstanden viele, durch die das Haus in seiner ganzen inneren Struktur deutlich transparenter und kommunikativer wurde. Aber gleichzeitig merkte man, als großes Defizit aller digitalen Vermittlungsversuche, ebenso deutlich das Fehlen jeder direkten Berührung mit der Kunst und ihrem Publikum.

Seit Mitte Mai waren wir dann, natürlich unter Beachtung der vorgeschriebenen Hygiene- und Sicherheitsregeln, wieder geöffnet und erlebten nun wiederum eine ganz andere Wirklichkeit. Nach der Anspannung des Lockdowns, aber auch der Euphorie, schnell ein funktionierendes Alternativprogramm entwickelt zu haben, herrschte nun die Corona-Normalität, und die war, um es kurz und knapp zusammenzufassen, nicht nur anstrengend, sondern auch unbefriedigend. Ganz wesentlich lag das natürlich daran, dass ein noch weitgehend verunsichertes Publikum nur sehr zögerlich den Weg zurück in das Museum und zu seinen momentan noch recht umständlichen „Live“-Angeboten fand. Ein Stück weit mag dafür auch das Sicherheitskonzept der diversen Krisenstäbe verantwortlich sein, die ausgerechnet uns als Häusern mit einem ohnehin hohen Sicherheitsstandard, unverständlich hohe Auflagen machten. Aber wesentlicher ist etwas anderes: Unter den Einwirkungen von Corona hat das Museum seine Funktion als sozialer Ort des Diskurses und der Begegnung zumindest temporär verloren, und keiner von uns weiß, ob es sie vollständig zurückgewinnen wird. Allein im Kunstmuseum Bonn finden normalerweise Monat für Monat zwischen 150–200 Veranstaltungen, Führungen, Workshops, Künstlergespräche statt, von den Eröffnungen und den Previews ganz zu schweigen. Dies alles, dieses ganze fundamental wichtige Grundrauschen des Museumsbetriebs war weggebrochen und hinterließ eine Art Geisterhaus in dem vereinzelte, maskenvermummte Besucher stumm vor Werken verharren, die ihrerseits nicht mehr wirklich zu ihnen sprachen.

Dieses momentane Defizit zeigt aber andererseits auch ganz deutlich, was das Museum heute und auch in der Zukunft als Basis dringender denn je braucht: Die Kunst als Basis eines lebendigen, engagierten und bitte auch kontroversen Austausches. Gerade weil die Werke, die ein Museum zeigt, häufig historische oder statische Objekte sind, ist die diskursive Beleuchtung, die wir auf sie richten, umso wesentlicher. Über die Zukunft des Museums wird seit Jahrzehnten diskutiert, stets unter der Signatur, es müsse sich fundamental ändern, wenn es zukünftig noch eine Chance haben wollte. Dabei wird gerne übersehen, dass sich wenige kulturelle Institutionen in den letzten vierzig Jahren so radikal gehäutet, transformiert und gewandelt haben, wie gerade die (Kunst-)Museen. Von Orten stiller Andacht und rein introvertierter Forschung sind sie heute weitgehend zu hocheffizienten Eventmaschinen mutiert, die sich nolens volens als Teil der Tourismusindustrie begreifen (müssen).

Die momentane Corona-Situation könnte uns möglicherweise zeigen, dass das Ziel der Museen nicht unbedingt sein muss, ihre Identität permanent neu zu erfinden, sondern ihre jeweilige Identität besser zu kommunizieren und transparenter zu diskutieren. Schon jetzt hat uns Corona gezeigt, dass beispielsweise die digitale Entwicklung der Museen zwar einerseits wichtig und notwendig ist, andererseits aber das analoge Erlebnis vor Ort gerade dadurch noch essenzieller wird. Zudem erscheint unter der Signatur der Pandemie der bisherige Drang zur Eventisierung der Kunst mit entsprechenden Besuchermassen als seltsam verfehlt und die Konzentration auf die eigenen (Sammlungs-)Stärken und auf regionale Einbettung plötzlich als Mittel der Wahl. Ein Haus wie das Kunstmuseum Bonn beispielsweise partizipiert, aufgrund seiner klaren Ausrichtung auf Gegenwartskunst, eben nicht an den ganz großen Tourismusströmen, die beispielsweise die großen Museumskomplexe in Berlin, München oder Dresden besuchen, und muss daraus Konsequenzen ziehen. Ebenfalls wichtig: Als Haus mit einer standortbedingt größtenteils auf Kunst aus Deutschland nach 1945 ausgerichteten Sammlung können

Was das Museum von Corona lernen kann

wir auch die fraglos wichtige Debatte über die globale Dimension der Kunst nicht, beziehungsweise nicht angemessen führen. Wir stellen aber auch andererseits fest, dass unser in der Tat vorwiegend regionales Publikum bei uns etwas anderes sucht: Nämlich genau die spezifische Identität eines Hauses, dessen Sammlung und deren mit der Sammlung verknüpfte Wechseleinstellungen vor allem die Frage danach stellen, welchen Herausforderungen sich das Medium der Malerei heute zu stellen hat und wie Bilder, analoge wie digitale, im Zeitalter extremer Bildsüchtigkeit funktionieren. Das ist eine Spezialfrage, zugegeben. Aber wie man zum Beispiel an der plötzlichen Bedeutung der Virologen im Zusammenhang mit der Covid-19-Krise gesehen hat, sind es ja manchmal gerade die Spezialthemen, die sich am Ende als systematisch relevant erweisen.

Bleibt am Ende die Frage, ob die Kultur, die Kunst, die Museen die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie überstehen werden.

Eine einigermaßen belastbare Antwort gibt es darauf noch nicht, schlicht, weil es dazu noch keine verlässlichen Zahlen gibt. Zu mutmaßen, dass die nächsten Jahre, vor allem für den freien, aber auch für den institutionellen Kulturbetrieb hart werden dürften, fällt aber nicht schwer. Immerhin hat aber der Rat der Stadt Bonn, allerdings deutlich vor Corona, eine siebzigprozentige Erhöhung unseres Ankaufsetats beschlossen. Mit den 250.000 €, über die wir dann ab 2021 verfügen, können wir immer noch keine großen Sprünge machen. Aber der Schritt weist in die richtige Richtung, weil er das Museum in seinem Identitätskern – seinen sammlungsbezogenen Inhalten – stärkt und eben nicht dort, wo man sich schnelle Effekte verspricht.

1. Aktualisierte Fassung des zuerst in Die Welt vom 11. August 2020 erschienenen Beitrags „Mein Museum ist ein Geisterhaus“, siehe <https://www.welt.de/kultur/plus211387939/Die-Post-Corona-Aera-Die-Museen-werden-zu-Geisterhaeusern.html> [letzter Zugriff: 10.03.2021].